

## Ich als Kawenzmann

Es begann damit, dass mein Vater, der ein begeisterter Trompeter, Marxist und Grafiker war, einen Samenerguss hatte, und zwar in meiner Mutter. Das hat man mir wenig später ganz ausführlich in einem progressiven Kinderaufklärungsstück vom freien Theater ›Rote Grütze‹ so erklärt.

5

Meine Mutter fing sofort an zu stricken, denn sie war im Kloster auf einer Haushaltsschule gewesen.

Da ihr nicht schlecht war und sie auch keine Pickel hatte, dachte sie, dass es ein Mädchen wird und wählte rosa Wolle für den Strampelanzug. Später gesellte sich ein blauer Streifen dazwischen, was ein paar Mückenstichen zu verdanken war, die sie fälschlich als Pickel betrachtete. Das rosa Wollmützchen bekam dann auch ein blaues Streiflein, da hatte sie eine verdorbene Pastete gegessen und kotzte wie ein Reiher.

Mein Vater wollte, dass ich von Anfang an politisch korrekt, frei und progressiv erzogen werden sollte, denn er war sehr stolz auf meinen Opa, der als Kommunist während der Nazizeit im Gefängnis gesessen hatte.

Als es im Oktober 1965 endlich so weit war, gingen wir in das Städtische Volks-Krankenhaus in Essen, wo die Hebamme schon mit ihrem Werkzeug wartete. Mit Hammer und Sichel wurde ich entbunden und von der gewerkschaftlichen Bergmannskapelle mit einem Schalmeien-Ständchen begrüßt. Das Herz meines Vaters schwoll an, als er sah, dass ich zum Kampfe bereit die linke Faust geballt hielt.

Als Zeichen der Solidarität sollte ich den hebräischen Na-

men Eva bekommen, man nannte mich aber ›Kawenzmann‹, denn ich war dick und befand mich im Ruhrgebiet.

Genau gesagt, in Oberhausen. Das liegt zwischen Essen, Duisburg und Mülheim.

Das sind so Städte wie Dortmund, Herne und Wanne-Eickel.

Immer, wenn man mich aus dem Wagen hob, hörte ich:

»Bohr, watt 'n Kawenzmann!«.

Nach einiger Zeit hielt ich das für meinen Namen.

6 Als man mich später nach meinem Namen fragte, sagte ich Wenze, denn ich konnte das K noch nicht, also hieß ich Wenze.

Manchmal sogar Wenzeremos.

Meiner Mutter war inzwischen egal, wie ich hieß, denn ich sollte eigentlich ihre Natascha werden. Natascha Kurowski, die berühmte Primaballerina.

Meine Mutter hatte diese romantischen Träume, die sie mit mir verwirklichen wollte. Alle Frauen in Oberhausen haben versucht, sich wegzuträumen, und viele nannten ihre Töchter nach irgendwelchen Schlagern. Viele Mädchen auf unserer Straße wurden dann auch von ihren Müttern lautstark bei ihrem Schlagernamen gerufen:

»Aaa-nii-taa!!! Essen kommen!!!«

Dann war ich aber doch keine Natascha geworden, mein Vater hatte sich durchgesetzt. Nun hieß ich erst mal Kawenzmann und sollte aber trotzdem Primaballerina werden.

Meine Mutter glaubte nämlich sehr stark an ihre Träume. In ihrer Fantasie hat sie immer richtig weit vorausgedacht. So überredete sie sogar den Kinderarzt, die Impfungen ihres Kawenzmanns lieber unter die Achselhöhle machen zu lassen, damit man später im Fernsehen bei den Nahaufnahmen keine Impfnarbe am Oberarm sehen würde. Da der Name verpflichtet, wurde ich ordentlich gefüttert, und bald hielt ich auch, was der Name versprach: Ich war richtig schön dick.

Eine richtig dicke Primaballerina. Der Arzt meinte aber, ich würde dünner, wenn ich anfinke zu laufen.

Meine Mutter dagegen versuchte sofort, wieder richtig schön dünn zu werden. Mit der Brigittediät erlangte sie dann auch schnell wieder ihre alte Figur zurück, die mein Vater ihr angeblich versaut hatte. Die Schwester meiner Mutter hieß nämlich Brigitte. Und mit der Brigitte stritt sie immer so, dass es ihr auf den Magen schlug. Dann war meine Mutter sauer und konnte nichts essen. Dabei sah sie auch nach der Geburt immer noch aus wie ein wunderschöner Storch, aber in den Modezeitschriften, die sie las, wurde gerade magersüchtig modern. Von da an meinten alle Frauen, sie wären zu dick.

7

Mein Vater fand, dass wir uns bilden sollten und las uns vor dem Einschlafen aus ›Die Frau und der Sozialismus‹ von August Bebel vor, wobei wir gut einschliefen. Dann verließ er mit seiner Jazztrompete leise das Haus, um sich in den Essener Jazzclubs für wenig Geld als Musiker die Nächte um die Ohren zu blasen. Früh am Morgen sah er dann auch ganz schlimm aus. Das war eine unheimlich schwere Arbeit, von der sich mein Vater nur langsam erholte. Trompete ist nämlich ein sehr anstrengendes Instrument. Meine Mutter und ich dagegen waren um sieben in der Früh schön ausgeschlafen und voller Tatendrang. Besonders meine Mutter hatte am frühen Morgen so viel Energie, dass sie erst mal die komplette Wohnung durchsaugte. Wenn sie dann das Schlafzimmer fertig gesaugt hatte, stand mein Vater auf und ging zum frühstücken in die Küche, damit sie die Betten machen konnte. Während er dann am Küchentisch frühstückte, hat meine gewissenhafte Mutter, egal wie kalt es draußen war, schnell noch das Küchenfenster geputzt und fing auch schon an zu kochen. Mittagessen.

Meine Mutter konnte das alles unheimlich gut und perfekt. Inzwischen hatte mein Vater fertig gefrühstückt und wollte

am liebsten noch gemütlich eine Weile in der Badewanne liegen und Zeitung lesen. Aber auch im Bad hatte meine Mutter schon feucht durchgewischt. Sie wirkte inzwischen auch sehr angespannt, doch das verminderte nicht ihren Elan. Erhitzt vom Putzfielber kochte sie innerlich wie eine Dampflok vor lauter Putzwut. Ich erinnere mich deutlich an das Gekirre der Gläser im Schrank, wenn sie durch die Bude stampfte.

8 Also setzte sich mein Vater besser gleich nach dem Frühstück ungewaschen an seinen Zeichentisch, wo er versuchte, uns mit politischen Karikaturen zu ernähren, die er an progressive Zeitungen verkaufte. Er konnte an einem Morgen fünf lustige Zeichnungen erfinden. Er war richtig berühmt, und seine Zeichnungen wurden ständig kopiert und weitergedruckt, ohne dass er davon etwas wusste. Er war immer total überrascht, wenn er mal wieder eine Zeitung von den Jusos oder den Gewerkschaften aufschlug und seine Zeichnungen darin sah. Die Jusos wurden von der SPD kurz gehalten und die Gewerkschaften waren auch noch nicht so mächtig. Die konnten sich vielleicht gar nicht leisten, meinem Vater die fünfzig Mark für eine Zeichnung zu bezahlen. Also hat er unheimlich oft umsonst für »die gute Sache« gearbeitet.

Dann rief er bei den Zeitungen an und ließ sich erklären, warum seine Arbeit nicht bezahlt wurde. Das machte ihn ein wenig traurig, und darum übte er Blues auf der Trompete bis zum Mittagessen. Er badete einfach am Nachmittag in Ruhe.

Da traf meine Mutter sich mit meiner Tante und sie gingen mit mir Teita machen und Gagacks füttern im Kaisergarten.

Manchmal machte mein Vater auch für den kleinen kapitalistischen Volkswagenhändler am Bahnhof die Schaufensterdekoration. Der Volkswagenhändler war eigentlich so ganz in Ordnung, wenn man den besser kannte. Und mein Vater kannte den. Als Fotomodell nahm er einfach meine Mutter. Meine lange schlanke Mutter, die mit ihrem schlichten Kos-

tüm, den Pfennigabsätzen und der Turmfrisur dem Schönheitsideal der sechziger Jahre entsprach, setzte sich auf den Kotflügel des neuesten aktuellen Käfers, um dort von meinem Vater anspruchsvoll mit einem Schwarzweiß-Film fotografiert zu werden. Die riesigen Abzüge hat er auf große Tafeln geleimt und diese im Schaufenster zwischen den Autos an Nylonfäden aufgehängt, was sehr modern und elegant aussah.

Der Volkswagenhändler hat dadurch bestimmt ein paar Autos mehr verkauft und ist ganz reich geworden. Doch meinem Vater hat er von dem vielen Geld nur einen ganz kleinen Teil abgegeben. Genau dagegen zeichnete mein Vater dann Karikaturen.

Damit hat er aber nicht so viel Geld verdient wie bei dem VW-Händler.

Die Bosse zeichnete er immer in Anzügen und die Arbeiter mit Arbeitshelmen und Latzhosen. Das hatte zur Folge, dass ich später überhaupt nicht verstand, was die Gewerkschaftsfunktionäre auf den 1. Mai-Kundgebungen zu suchen hatten, denn sie trugen Anzüge und die Arbeiter jubelten ihnen zu.

Am ersten Mai versuchte mein Vater, das eingebildete Figurproblem meiner Mutter durch die langen Protestmärsche der Arbeiterbewegung zu lösen, aber sie hatte bald schon keine Lust mehr, mitzukommen. Mein Vater dagegen war im Demonstrieren richtig sportlich und aktiv bei der Sache. Sogar noch in den Achtzigern zog er mit der Friedensbewegung zu Gewaltmärschen los. Am Ende wurde ihm das lange Wandern aber auch zu anstrengend, und so beschallte er später die Ostermarschgänger der Friedensbewegung mit seiner Jazzband von einem mitfahrenden Lastwagen herunter.

Da hat er dann auch etwas zugenommen.

Meine Mutter ging derweil lieber tanzen, denn auch sie liebte die Musik. Als mein Vater sie dabei ertappte, wie sie heimlich beim Bügeln Radio Luxemburg hörte und alle Schlager fehlerfrei mitsingen konnte, fand er, dass wir doch so viele

gute Schallplatten hätten und darum das Radio gar nicht bräuchten. Mein Vater besaß nämlich eine riesige Sammlung amerikanischer Blue Note-Jazzscheiben von politisch korrekten Afroamerikanern, die dreißig Jahre später sehr wertvoll wurde, aber das wussten nur ganz wenige.

Er erklärte meiner Mutter, dass er entsetzt sei über ihren Musikgeschmack. Dazu öffnete er das Küchenfenster und schmiss das Radio auf den Hof, wo es in seine Einzelteile zerlegt den Grundstein bildete für ein Jugend-forscht-Programm.

**10** Meine Mutter war aber nicht so gut in Physik und konnte so mit dem Radio gar nichts mehr anfangen.

Eine Woche darauf landete neben dem Radio der Fernseher unserer von Sozialhilfe lebenden Nachbarn. Sie hatten am Morgen grade die Stütze abgeholt und erst mal eine Stange Ernte 23, einen Kasten Bier, Flasch' Korn und auch Kartoffelchips und Cola für die Kinder eingekauft. Der Ärger des Nachbarn bezog sich aber nicht auf den Inhalt des Fernsehprogramms, sondern die Bude hatte schon zu und das Bier war alle.

Die Nachbarskinder Anita, Monika, Männi, Flipper und Bonanza kamen daraufhin öfter zu uns, um die Schlager in der Hitparade und die Fernsehserien, nach denen sie genannt wurden, anzuschauen. Meine Mutter litt sehr unter dem Verlust des Radios. Sie tröstete sich mit dem Erwerb von Arztromanen und beschloss, Krankenschwester zu werden.

Meine Mutter hatte im zweiten Weltkrieg keine schöne Kindheit in Danzig gehabt und auch sie träumte von einer besseren Welt. Mein Vater holte sie jedoch immer wieder aus ihren Träumen heraus, indem er ihr schreckliche Dinge aus der Zeitung vorlas, von denen sie lieber gar nichts wissen wollte. Sie konnte das alles emotional nicht verkraften und sehnte sich nach geordneten Verhältnissen und heiler Welt.

Mein Vater hingegen gab sich nicht mit seinen Träumen zufrieden, er wollte für eine bessere Welt kämpfen. Er war hingerissen von der wilden Studentenbewegung der sechziger Jahre: Hier konnte er sich intellektuell behaupten und fand die Freizügigkeit, die ein Künstler brauchte, um inspiriert zu sein. Er entdeckte seine Leidenschaft für die Aktmalerei und den FKK-Urlaub, den meine Mutter wiederum gerne mitmachte, denn sie hatte sehr viele schöne selbst genähte Kleider, die sie streifenfrei und wie die amerikanischen Hippies ohne BH tragen wollte, um modern zu sein. Da trafen sich also endlich doch die Geschmäcker.

11

Aber um in den sechziger Jahren etwas Farbe zu bekommen, waren wir gezwungen, das Ruhrgebiet zu verlassen, denn Tausende von Schloten und Schornsteinen sorgten mit ihren Rußpartikeln für eine flächendeckende Dunstglocke, die das Sonnenlicht bis zu achtzig Prozent abfilterte. Bei Smog sogar zu neunundneunzig Prozent. In allen Städten stank es gleich schrecklich. Das kam durch die Stahlindustrie. Überall wurde unter Tage nach Kohle gewühlt. Das komplette Ruhrgebiet wurde ausgehöhlt, um Stahl zum Schmelzen zu bringen. Die ganze Kohle wurde an Ort und Stelle verbrannt.

Übrig blieb die Schlacke. Der Rest ging in Rauch auf. Das Rauchen in der Öffentlichkeit war noch nicht verboten und so rauchte es aus allen Schloten.

Jeder musste den Dreck inhalieren, auch die Nichtraucher, die in den Hütten und Zechen arbeiteten und dort in den Zechensiedlungen lebten. Aber der Dreck zog gerechterweise gleichmäßig über das gesamte Ruhrgebiet, und so mussten auch die reichen Industriellen an der Ruhr die krebserregenden Partikel einatmen.

Trotzdem hielten sich die Essener für die Besseren, mit ihrem Stadtwald, der Universität, der Folkwangschule oder ihrem Grugapark und der Ruhr, Schlösschen hier, Schlöss-

chen da... Dabei sah es flächendeckend in den Wohnvierteln der normalen Leute genauso dreckig aus wie in den anderen Städten auch. Das kleine Mülheim an der Ruhr hielt sich sogar für am Besten und machte auch bei all dem Gestank auf heile Welt und Naturidylle. Da wohnten dann die Industriellen, die durch das Dreckmachen Millionäre geworden waren, in den pompösen Villen am verträumten Ruhrufer. Als deren Kinder aber auch Krupphusten bekamen, hat Mülheim als erste Stadt aufgehört mit der Wühlerei nach Kohle und dem ganzen Dreck.

- 12** Ehrlicher waren da noch die Duisburger. Die hatten ihre Dreckschleudern mitten in der Stadt stehen, wie die Oberhausener auch.

Oberhausen war mit die ehrlichste Stadt von allen.

Hier war es so richtig scheiße und niemand bemühte sich, das Gegenteil zu behaupten. Oberhausen liegt zwar mitten im Ruhrgebiet, hat aber überhaupt keine Ruhr. Stattdessen haben die Oberhausener den gradlinigen Rhein-Herne-Kanal mit der parallel daneben fließenden und unwahrscheinlich stinkenden Emscher anzubieten. Wir sagten Kötterbecken, und das stimmte sogar. Die gesamten Fäkalien des Ruhrgebiets floss als zähflüssige Masse dort hinein. Möwen flogen über das Kötterbecken und pickten irgendetwas aus der dampfenden Brühe heraus. Das war aber auch romantisch. Möwen im Fäkalnebel. Eine ehrliche Romantik.

Auf dem Kanal wurde ununterbrochen Kohle und die nach Teer stinkende Schlacke verschifft. Und direkt neben dem Kanal mit dem Kötterbecken liegt der wunderschöne Kaisergarten mit rosa Schlösschen und Tierpark. Dort werden neben Hirschen, Ziegen, Meerschweinchen und Eseln auch Wölfe, Füchse und Wildschweine gehalten, die mit ihrem strengen Geruch dafür sorgen, dass der auf Erholung angewiesene Oberhausener Malocher die Scheiße aus der Emscher nicht so stark riecht.

Der Kaisergarten war und ist der schönste Ort von ganz Oberhausen.

Rings um den Kaisergarten herum war Industrie. Der riesige Gasometer warf seinen Schatten über alles, überall standen dampfende Kühltürme herum und die stinkende Schlacke wurde unermüdlich zu immer größer werdenden Bergen aufgetürmt.

Ein paar alte Häuserzeilen waren nicht im Krieg zerbombt worden. Je nachdem, wo sie standen, waren die verschnörkelten Fassaden entweder mit frischen Farben bepinselt oder sie waren schwärzlich braun und bröselten so vor sich hin. Hier und da standen auch noch ein paar halbe Häuser herum und man konnte genau sehen, was die da für Tapeten hatten. Der Rest der Stadt war hastig nach dem Krieg mit hässlichen Häusern zugebaut worden und überall ragten Fördertürme, Hochöfen und Kühltürme auf. Am Abend fing der Himmel an zu leuchten und man sah glutrote Dampfwolken aufsteigen. Das nannte sich Abstich.

13

Die Menschen betrachteten es wie ein einzigartiges Naturereignis und versuchten, es schön zu finden. Solange es rauchte und stank, hatten sie Arbeit. Es wurde gefackelt, was das Zeug hielt. Hier lebte man, um zu arbeiten.

Und als in den achtziger Jahren die Kohle nach hundert Jahren Buddelei endlich abgebaut war und der Dreck aufhörte, kamen die Holländer mit ihren Bussen über Oberhausen gerollt, um sich auf den Schlackebbergen zu erholen. Auf der Schlacke geht man heute spazieren und freut sich über die künstlichen Gebirgslandschaften. Die wurden nämlich begrünt. Dort wachsen jetzt Mischwälder auf dem Dreck. Da wandern jetzt die Holländer und anschließend shoppen sie im Oberhausener Centro. In Bottrop kann man inzwischen sogar auf künstlichem Schnee einen künstlichen Schlackeberg runterrodeln. Das ist natürlich auch sehr interessant für Holländer! Die haben da ja alles flach. Die Oberhausener fahren

auch weiterhin zu den zwei Brüdern von Venlo und kaufen da ihren Kaffee.

Aber das sollte erst dreißig Jahre später geschehen. Bis dahin musste noch einiges an Kohle und Erz verschlackt werden, um die Berge so schön hinzukriegen.

Damals war Oberhausen jedenfalls noch eine ehrlich stinkende Ruhrgebietsstadt.

Wir mussten also verreisen, um braun zu werden.

Natürlich war das Reiseziel das sozialistische Jugoslawien, in dem Tito Staatschef war. So sollte ich eine völlig andere

**14** Welt kennen lernen.

## Jugoslawien

Zum ersten Mal sah ich richtig blauen Himmel. Zum ersten Mal hörte ich Zikaden und roch das Meer.

Wir fuhren die Küste entlang und stellten fest, dass die kroatischen LKW-Fahrer total englisch fuhren. Besonders in den Kurven kamen sie uns ständig auf unserer Spur entgegen. Da entdeckten wir auch schon die Inseln, Krk und Brač und irgendwann landeten wir auf einer, die hieß Hvar.

15

Eine Fähre brachte uns auf diese schöne lange schmale Insel, die für den kollektiven Lavendelanbau berühmt ist. Wir bereisten die Insel mit unserem alten Mercedes, dessen Rost die Vergänglichkeit des kapitalistischen Systems zum Ausdruck brachte.

Auch wenn die Asphaltierung plötzlich aufhörte und der weitere Weg einen breitgetretenen Eselpfad darstellte, war für meinen Vater und seinen Pioniergeist die Fahrt noch lange nicht zu Ende. Auf einem rostroten sozialistischen Schotterweg trafen wir schließlich auf ein riesiges schwankendes Bündel Reisig.

Unter dem Reisig war Maria, die noch neun Kilometer Weg bis zu ihrem kleinen grauen Dorf aus Felsstein vor sich hatte, wo sie versuchte, sich zu Hause zu fühlen. Wir packten ihr Reisigbündel auf das Autodach, nahmen Maria mit und versuchten, ihren Geruch romantisch zu finden.

Der Geruch des Dorfes dagegen bestand aus der wirklich romantischen Mischung von Eselkot, Lavendel, Ziegenstall, Essig, verbranntem Geäst und den auf Steindächern trocknenden geschwefelten Feigen und Weintrauben. Das Dorf war

aus dem felsigen Boden gebaut worden, auf dem es stand.

Die Häuser mit ihren aus grauem Fels geschlagenen Dachpfannen waren von weitem unsichtbar. In einem der verwinkelten grauen Steinhäuser mit kleinem Innenhof wohnte Maria mit ihrem Mann Marin und dem Geist ihres betrunken bei einem Autounfall ums Leben gekommenen Sohnes.

16 Da ich eine Windel trug, brauchte ich nicht auf das Plumpsklo zu gehen, sondern ich ließ einfach laufen. Meine Mutter wollte auch nicht da drauf, also ging Maria mit ihr in den Ziegenstall. Dieser erwies sich als hygienischer. Sie selbst ging auch immer zum Pinkeln hierher, da es hier nicht so viele Fliegen gab.

In dem felsgrauen Innenhof aus Naturstein führte eine lange massive Außentreppe in die Küche hinauf, aus der es nach Essig und Maria roch.

Maria hackte Weißkohl, Kartoffeln und Knoblauch und kochte daraus für uns eine Suppe, die sie mit Paprikapulver rot färbte. Dazu gab es ein wirklich leckeres Weißbrot.

Dann saßen wir an dem großen Tisch, auf dem ein Wachtuch mit klebrigem Blumenmuster haftete und aßen alles auf, hungrig, wie wir waren. Meine Mutter erzählte uns auf einmal von ihrer Kindheit in Danzig, als dort Krieg war.

Mein Vater fand die Suppe einfach lecker.

Zum Nachttisch gab es Pelinkovac, das ist Pflaumenlikör.

Maria hatte ihrem Sohn früher Mohnsamen in ein Tüchlein gebunden, es in Pelinkovac getaucht und ihm diesen selbstgebastelten Schnuller immer zum Einschlafen gegeben. Das hatte ihr als Baby auch schon geholfen, doch so hatte sich ihr Sohn schon sehr früh an Alkohol gewöhnt und seine Zähne hatte er auch verloren. Das erfuhren wir, als Maria sowas für mich basteln wollte. Aber ich hatte glücklicherweise nie Schlafprobleme und brauchte keine Drogen. Mir reichte ein normaler Schnuller.

Marin ging mit meinem Vater die Treppe hinunter in den Innenhof, wo es unter der Senke des Steinbodens eine Zisterne gab, aus deren Tiefe sie nun einen Blecheimer voller Regenwasser zogen, um sich nach dem Essen die Hände und das verschwitzte Gesicht zu waschen. Schräg gegenüber der Räucherzimmer, in der die Eselswürste hingen, die Maria sonntags in die Kohlsuppe schnibbelte, lag der Eingang zu Marins Weinkeller. Hierher kam ein uralter Essiggeruch, der durchs ganze Haus zog. Durch ein flaches Gewölbe, wo sich alle außer mir bücken mussten, ging man eine Rampe hinunter und kam in einen unheimlich dunklen kühlen Raum, in dem sich die Erwachsenen sofort wohl fühlten, denn sie fanden es draußen in der Mittagssonne stickig und heiß. Darum konnte man hier neben den alten Holzfässern an einem kleinen Tisch sitzen und hatte sogar Strom, erklärte uns Marin, der das Licht an und ausmachte, indem er mehrmals hintereinander die Schnur mit dem Schalter an der Glühbirne über unseren Köpfen zog.

17

Obwohl mein Vater auf jugoslawisch nur »dobro – gut« wusste, verstanden sich die beiden sehr gut, weil Marin ein hochbegabter und leidenschaftlicher Schauspieler und Pantomime war. Von nun an saßen die beiden ständig dort und »redeten«.

Marin sprang wild gestikulierend in dem niedrigen Gewölbe umher und ließ sich nach jedem Erfolgserlebnis, wenn er endlich verstanden wurde, erschöpft auf den Stuhl fallen, um dort eine glückliche dramaturgische Pause einzuhalten.

Er füllte mit dem Schlauch aus dem Fass durch mutiges Ansaugen die Gläschen auf und dann wurde auf Ex gekippt. Diesen Wein konnte Marin nur deshalb vertragen, weil er von Kindesbeinen daran gewöhnt war. Der Wein war nämlich sehr sauer und Marin hatte Jahr für Jahr ein riesiges Fass, das wegmusste.

Natürlich wollte er auch alles über uns in Deutschland wissen, und so begann mein Vater auch mit der Schauspielerei, wobei Marin ihn zwang, ständig zu trinken.

Mein Vater versuchte zwar, von dem sauren Wein zu trinken, aber so sehr er auch trainierte, er erbrach immer wieder.

Währenddessen waren meine Mutter und ich oben mit Maria in der Küche, um zu bewundern, was für eine tolle handbetriebene Pumpe sie am Spültisch hatte.

18 Mit dem eisernen Hebel konnte man das Wasser durch mehrmaliges kräftiges hin- und herwuchten aus der Zisterne im Innenhof hoch in die Küche pumpen, worauf Maria sehr stolz war. Dann zeigte sie uns das Zimmer ihres verstorbenen Sohnes, in dem wir schlafen sollten. Es sah aus wie ein Schlafzimmer mit einem Jesusbild über dem breiten Bett. Als einziges Möbelstück stand ein einfacher Schrank an der Wand, der unwahrscheinlich stark nach Mottenkugeln roch und diesem Raum eine saubere Atmosphäre verlieh, was sich auf meine Mutter beruhigend auswirkte. Wir bekamen weiße Tücher aus dem Schrank, um uns zuzudecken, und Maria fegte noch eine große Spinne hinaus. Sie klopfte mit ihrem Schlappe einmal feste drauf und nahm glücklich lachend das große verendete Tier von der Sohle. Dann warf sie es wegen seiner düngenden Eigenschaften in den mit Erde gefüllten Fünf-Liter-Olivenölblechkanister, der draußen auf der Steintreppe stand. In dem Kanister versuchten Geranien, zu wachsen, um alleinverantwortlich den Innenhof zu schmücken, was ihnen trotz des kärglichen Daseins irgendwie gut gelang.

Am frühen Mittag ritten wir immer auf Marins Muli zum Kiesstrand hinunter, um dort in der Abgelegenheit zu baden. Das Muli wurde mit einem Holzgestell gesattelt, auf dem ein dicker Teppich lag. Dann führte Marin das Muli an die Treppe. Meine Mutter stand auf der fünften Stufe und wurde mit der Hilfe meines Vaters, der von unten schob, mühsam draufgesetzt.

Nun wurde das Tier noch mit den Strandtaschen und Luftmatratzen beladen und mit einem zusammenklappbaren Laufstall für mich aufgemotzt. Endlich kam ich an die Reihe und wurde auf den Schoß meiner Mutter gesetzt, denn ich konnte noch nicht laufen.

Der Weg zum Strand war so tierisch steil, dass nur das Muli ihn gehen konnte. Für meinen Vater war auf dem Muli leider gar kein Platz mehr. Trotzdem kam er mit.

Wir klapperten also gemeinsam zum Dorf hinaus.

Mein Vater führte das Lastentier am Zügel, als plötzlich ein Lastwagen angestart kam, aus dem laute Musik erschallte, die den Fahrer ordentlich in Stimmung brachte, um ihn von seiner Fahruntüchtigkeit abzulenken. Als Reaktion auf solch ein ungewöhnliches Ereignis riss sich das Muli los und rannete mit meiner Mutter und mir immer im Kreis um meinen Vater herum, der nach einer Ewigkeit schließlich aufgab und weglief, um Marin zu holen. Vor Marin hatte das Muli solchen Respekt, dass es sofort stehen blieb, da es keine Lust auf Schläge hatte.

19

Das intelligente Tier hat uns dann durch die stacheligen Büsche den steilen Pfad hinunter zum Kiesstrand getragen, wo wir unter einer Schilfüberdachung warteten, bis mein zerkratzer Vater endlich auch unten ankam.

Das Muli war so schnell unten, weil es auch gesprungen und teilweise gerutscht ist, was mein Vater bei diesem steilen Weg auf nur zwei Beinen gar nicht konnte, weil er sich sofort überschlagen hätte.

Die Fischer des Dorfes hatten eine Schilfüberdachung am Strand errichtet, um dort im Schatten ihre Netze zu flicken. Dort wurde das Muli abgestellt.

Meine Mutter hat sich in der kleinen Bucht mit dem Kiesstrand gerne nackt gesonnt, und mein Vater fand das auch gut.

Obwohl man hier am Strand stundenlang allein war, konn-

te es aber passieren, dass plötzlich Marin kam, um mit seinem kleinen Holzboot zum Fischen hinauszufahren.

Dann schrie meine Mutter erschreckt auf und zog sich schnell etwas über.

Hier im Dorf, in der Abgeschiedenheit vom Rest der Welt, haben sich die Leute nie voreinander nackt ausgezogen. Viele im Dorf trugen sogar immer dieselben Sachen und wuschen sich wohl auch nie. Oder sie machten sofort im Schlafzimmer das Licht aus, zogen heimlich im Dunkeln ihre Nachthemden an und stiegen schnell ins Bett.

**20** Wahrscheinlich hatten Marin und Maria noch nie nackte Leute gesehen.

Sich selbst auch nicht. Die offiziellen FKK-Strände, wofür Jugoslawien so beliebt war unter den Nudisten, befanden sich ja nur neben den Hotelanlagen der größeren Orte.

Marin war jedenfalls neugierig geworden und kam öfter zum Fischen als sonst, um zu gucken. Aber manchmal kam auch Maria in ihrem verblichenem schwarzen perlhuhngemusterten Kittelkleid völlig verschwitzt den steilen Hang hinunter zum Kiesstrand und schritt langsam damit ins Meer, um sich abzukühlen.

Sie stand bis zur Schulter im Wasser, das durchsichtig war wie eine Glasscheibe, und erfreute sich an der Kühlung ihres dampfenden Körpers.

Dann schwenkte sie ihr verschwitztes Kopftuch in dem kühlen Nass, drückte es aus, wusch sich damit das Gesicht und ging in dem nassen Kleid wieder hoch in die Nachmittagsshitze, um auf dem Feld Weintrauben zu ernten. Zwischen den Felsen im Schatten stand mein Laufstall, aus dem ich stehend die Bucht betrachtete.

Es wurde einsilbig mit dem Muli am Strand. Marin und Maria arbeiteten den ganzen Tag auf dem Feld und meine Eltern

vermissten ihre jungen sozialistischen Freunde, die bei den Jusos waren. Alles ganz normale Leute. Der eine war Journalist, der andere Fotograf, eine Kunstlehrerin war dabei und ein Schweißer von der Gewerkschaft, der später sogar Finanzminister von Nordrhein-Westfalen geworden ist, alles ganz normale Jusos. Wie mein Vater.

Mein Vater konnte seine Freunde mit Hilfe von Dias, die er mit seiner teuren komplizierten Kamera machte, bald davon überzeugen, ebenfalls an diesem ärmlichen einfachen Ort mit ihren Frauen und Kindern Urlaub zu machen.

Die Dorfbewohner waren so froh, dass überhaupt Fremde vom Ausland den Weg hierher fanden, dass sie fast gar kein Geld haben wollten. Fast jeder war bereit, sein Schlafzimmer zu vermieten und für ein paar Wochen in der Küche zu schlafen. Marins Weinkeller im sozialistischen Jugoslawien füllte sich mit Jungsozialisten aus Oberhausen, sein Weinfass wurde geleert, man lieferte sich zur allgemeinen Verständigung großartige Pantomimevorstellungen und die Frauen kletterten mit den Kindern den steilen Pfad zum Baden hinunter und versuchten, sich dort heimlich nackt zu sonnen.

Nicht ganz selbstlos versuchte sich mein Vater auch als Missionar, indem er ein WC anstelle des Plumpsklos installierte und sogar versuchte, Zahnbürsten einzuführen.

Das WC war auch nach Jahren nur von uns benutzt worden, weil es so schön sauber war und sie es nicht schmutzig machen wollten. Dafür gab es nun im Ziegenstall unglaublich viele Fliegen. Über die Zahnbürste lachte sich Marin halb tot und machte albern meinen Vater nach, der ihm zeigte, wie man sie benutzt.

Er machte sich gerne auf Kosten der blassen Jusos lustig und die Jusos fanden das sehr unterhaltsam, denn Marin zeigte vollen Körpereinsatz, um seine Verachtung auszudrücken. Beim Anblick der verweichlichten Jusos mit ihren zarten Schreibtischfingern, der rosigen Kinderhaut und ihren

empfindlichen akademischen Frauen fühlte sich Marin zunehmend stark und männlich, womit er nicht hinterm Berg hielt und so manche überzeugende Showeinlage darbot. Um zu zeigen, wie gut seine Zähne seien, ging Marin zum Kühl-schrank und holte eine große frische Sardine heraus, die er am Nachmittag gefangen hatte, und aß sie roh mit Kopf und Gräten. Dabei sah er meinen Vater triumphierend an. Mit einem großen Glas Wein spülte er sie hinunter.

22

Dann verschränkte er die Arme hinter seinem Rücken und bückte sich nach unten. Plötzlich biss er in ein Stuhlbein und wuchtete den einfachen Holzstuhl mit einem Ruck über den Kopf in die Höhe und ging langsam und nach oben blickend wie ein Seiltänzer die Außentreppe hinunter. Im Innenhof drehte er, den Stuhl zwischen den Zähnen hoch über dem Kopf balancierend, langsam und mit ausgebreiteten Armen ein paar stolze Runden. Die Hühner, die sich auf den Innenhof verlaufen hatten, flohen mit aufgeregtem Geschrei und nur ein verwunderter Hahn mit ebenfalls geschwollenem Kamm stolzierte gemeinsam mit Marin um die Wette.

Marin führte hochkonzentriert eine behutsame Pirouette aus, wobei er dramatisch in die Knie ging und sich wieder aufrichtete. Blitzschnell hatte sich das herumgesprochen und die Dorfbewohner eilten sekundenschnell herbei und erfüllten die Luft mit aufgeregtem Geschrei, denn sie hatten noch keine Fernseher.

Wenige Jahre später saß Marin auf dem Stuhl in der Küche hinter einem Vorhang und aß Suppe mit eingeweichtem Zwieback, denn es fehlten ihm viele Zähne.

Er sah plötzlich aus wie ein uralter Mann. Für meinen Vater war das kein schöner Sieg. Als Zeichen der Versöhnung ver-trug mein Vater von nun an den Wein besser und trank mit Marin um die Wette, der aber ohne Zähne den Wein noch schneller kippen konnte.

## Ein weibliches Boot namens Femina

Am Strand wurde es für meine Eltern und ihre nackten Freunde immer hektischer, denn ständig kam Marin den Hang hinuntergeschlichen, weil er angeblich nach den Netzen im Schuppen sehen wollte oder sonstwas. Er hatte immer irgendeinen Grund, uns plötzlich zu überraschen, und allmählich wurde sogar Maria sauer. Wir hörten sie am Abend im Schlafzimmer, wie sie laut mit Marin schimpfte und am nächsten Tag kam Marin nicht zum Strand.

Er wartete einfach ein paar Tage, bis die nudistischen Frauen auch nicht mehr mit ihm rechneten und sich sicher fühlten. Dann konnte er sich noch besser ranschleichen.

Da hatte mein Vater im nächsten Jahr ein zusammengefaltetes großes graues motorisiertes Schlauchboot mitgebracht. Es wurde einen ganzen Tag lang am Kiesstrand aufgeblasen.

Endlich konnten wir es mit unseren nackten Freunden vollladen und auch in die Buchten fahren, die von Land aus nicht zu erreichen waren. Dort fanden richtig tolle Partys statt und es wurde sogar am Strand gegrillt. Einmal waren die nackten Freunde meiner Eltern, alles ganz normale Leute, stockbesoffen und total ausgelassen.

Als der Salat umkippte, der in einer großen Plastikschüssel angerichtet wurde, und der Inhalt auf dem nackten Bauch einer Kunsterzieherin landete, gab es einen großen Tumult. Plötzlich rieben sich alle gegenseitig mit Salat ein, was ihnen große Freude bereitete, denn sie kreischten und lachten und waren vollkommen aus dem Häuschen. Total albern! Danach

gab es noch eine ordentliche Wasserschlacht, ebenfalls begleitet von hemmungslosem Geschrei.

Es war sehr gut für mich, das zu beobachten, denn es bereitete mich auf den antiautoritären Kinderladen vor, den ich besuchen sollte.

Das Schlauchboot wurde leider in einem harten Winter auf Marins Dachboden komplett von den anspruchslosen sozialistischen Mäusen im Kollektiv gefressen.

24 Mein Vater war plötzlich Kapitän ohne Schiff. Er hatte aber Seeluft geschnuppert und stand nun unter dem Zwang, sich für tausend Mark – das war für einen Künstler sehr viel Geld – ein Boot zu kaufen, auf dem wir den Urlaub verbringen sollten. Er bekam das Boot von einem Hobbykapitän aus Essen, dem es für den Baldeneysee zu seeuntüchtig war, denn es hatte keinen Kiel und trieb bei leichtem Seitenwind ab. Man hätte den Motor auch seitlich anbringen können, dann wäre es genauso gut quer gefahren. Eigentlich hatte mein Vater nur den sechzig PS starken Motor gekauft und bekam das Boot dazu geschenkt. Es besaß aber eine kleine Kajüte, die man ausbauen konnte und war fast fünf Meter lang.

Ich fand's riesig. Es hatte alles genau meine Maße. Hier konnte man prima sechs Wochen lang zu dritt wohnen und Urlaub machen, dachte ich.

Um es seetüchtig für die Adria zu machen, schraubte mein Vater einfach ein langes Holzkiel drunter, verspachtelte alles mit Polyester und baute schnell noch die Kajüte mit einem kleinen Klappschränkchen, einem Bett, einer Kochecke und sogar einem winzigen Toilettenhäuschen aus. Schließlich war er der Sohn eines Schreiners. Dann macht man so was.

Auch die Freunde meines Vaters waren nicht faul und trumpften mit einem noch etwas kleineren Kunststoffbötchen auf, das sie als Trostkisten sogar zu viert bewohnen wollten.

Inzwischen war meine Mutter Krankenschwester geworden. Sie verbrachte ihre Freizeit an ihrer mich abends in den Schlaf summenden Nähmaschine, um unaufhaltsam Burdaschnittmuster in eine immer größer werdende Garderobe zu verwandeln, die sie vor dem Urlaub samt Bügeleisen in zwei riesigen Reisekoffern unterzubringen versuchte. Meine Eltern stritten sich schon während des Einpackens, denn mein Vater wollte nicht zugunsten der Koffer meiner Mutter auf die Paletten Leberwurstkonserven und Championcremesuppen verzichten.

Nachdem der alte Mercedes mit kochendem Kühler das Boot über den Wurzen-Pass gezogen hatten und wir es nach langer strapaziöser Fahrt entlang der Adriaküste auf der Insel Hvar zu Wasser ließen, versuchten wir es uns auf dem Boot gemütlich zu machen.

Aber nach nur wenigen Tagen Gemeinsamkeit auf dem kleinen, mit Koffern überfüllten Boot landete die Mutter samt ihrer riesigen Koffer in einer kleinen preiswerten Pension, da für diese auf dem Boot absolut kein Platz war. Von nun an war eine deutliche Veränderung zu spüren: Meine Mutter verbrachte Stunden damit, sich in dem kühlen sauberen Zimmer zu duschen und sich die Haare aufzudrehen und ihre schönen Kleider aufzubügeln. Sie ging abends allein tanzen, denn mein Vater konnte ja die jugoslawische Tanzmusik nicht ertragen, ihm wurde sogar schlecht davon. Schlagermusik, egal aus welchem Land, verursachte bei ihm einen Brechreiz. Da ging sie einfach allein tanzen.

Allein?

Meine Mutter tanzte natürlich nicht lange allein!

Noch Jahre später bekam sie von den einheimischen Tanzpartnern heiße Liebesbriefe und sogar mal eine Schallplatte mit jugoslawischer Tanzmusik nach Deutschland geschickt. So doll hatte sie den Jugoslawen beim Tanze den Kopf verdreht, dass die sich nun ihr rustikales Dasein als Fischer oder

Schiffsmonteur mit meiner bildschönen blonden Mutter in ihren Fantasien zu bereichern versuchten. Morgens kam sie mit ihren aufgedrehten Locken zum Hafan und aß mit uns zwei zerzausten verknubbelten Seeleuten auf dem kleinen schwankenden Boot Leberwurstbrote.

26

Mein Vater nannte das Boot Femina, weil für Seeleute die Schiffe weiblich sind. Leberwurst ist übrigens auch weiblich. Wir fuhren zum Baden mit der Femina zu einer winzig kleinen Insel, die Zećevo heißt. Die Insel, die zur einen Hälfte mit einem Kiefernwäldchen bewachsen war, hatte die Form einer Niere, und es gab am Anlegesteg eine kleine Freilichttaverne, wo man was trinken konnte.

Pipi, so hieß die jugoslawische Fanta, die durfte ich trinken. Aber amerikanische Coca Cola war für mich aus politischen und gesundheitlichen Gründen absolut tabu.

Sobald ich einigermaßen sprechen konnte, habe ich als erstes eine Stunde lang geschrien: »Ich will Coca Cola haben!«

Mein Vater blieb eisenhart. Keine Cola. Immer nur Pipi.

Für die Erwachsenen gab es Pivo, das ist jugoslawisches Bier. Und Vino, das ist Wein. Man konnte aber auch Salat und sogar Schinkenplatten bestellen.

Auf dieser Insel machte man Freikörperkultur. Alle nackt.

Die Leute saßen nackt im Schatten der Kiefern auf den geflochtenen Plastikschnüren der Stühle an den Tischen, aßen Schinkenplatten und gingen mit einem lustigen Muster auf dem Schinken an den Felsstrand, um sich dort natürlich zu fühlen.

Meine Mutter lag also nackt auf den glatten Felsen, dachte an den Inhalt ihrer Koffer und überlegte ganz entspannt, was sie am Abend anziehen wollte. Dabei wurde sie total braun. Sie erfand eine interessante Schwimmtechnik, die ihre Beine kräftigte und es ihr ermöglichte, fast den halben Oberkörper

vom Wasser fern zu halten, damit die Locken nicht nass wurden. Ich hätte ihr auch meine Schwimmflügel geliehen, aber sie beherrschte diesen Schwimmstil einfach perfekt. Sie war sehr sportlich. Die Haare blieben immer trocken. Mein Vater saß im Boot unter der selbst genähten Sonnenpernenning, hörte Jazz und malte.